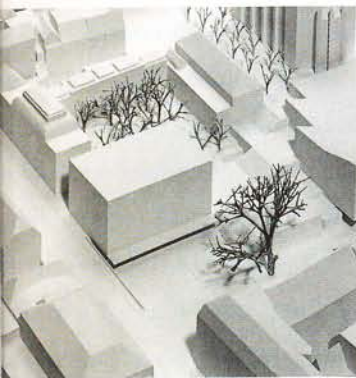
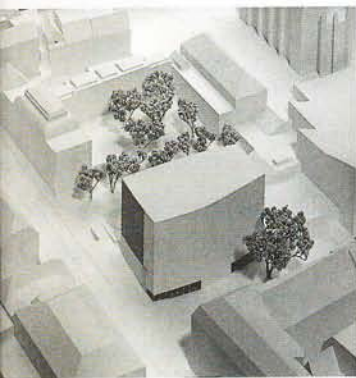
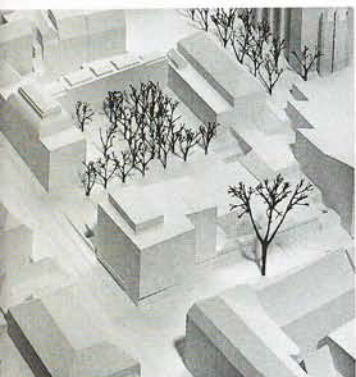
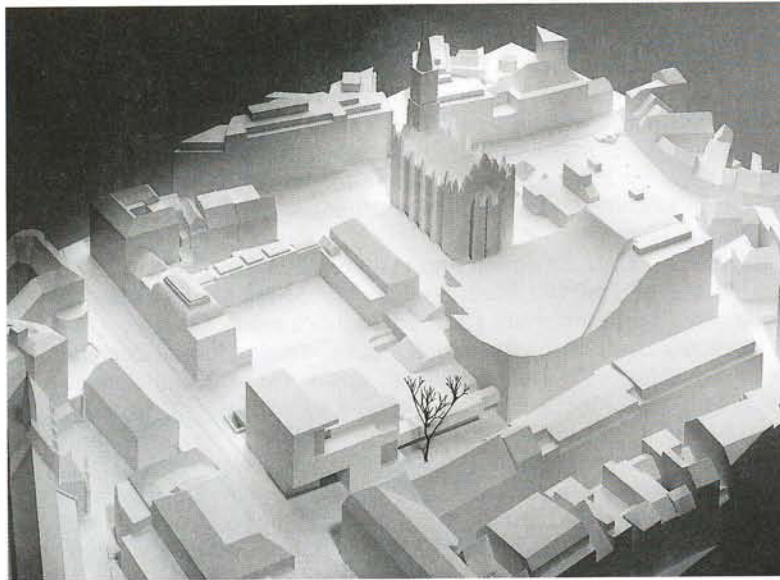


Schauspielhaus Basel



Mancher mag sich mit der aktuellen Diskussion um den geplanten Neubau des Schauspielhauses an eine der großen Kulturdebatten in Basel – die Geschichte der Picasso-Bilder – erinnern. Denn das positive Votum des Stimmvolks hatte damals den Erwerb von Kunstwerken aus einer privaten Sammlung durch die öffentliche Hand ermöglicht und der kunst-sinnigen Stadt einen dauerhaften Gewinn beschert.

Es gilt als wahrscheinlich, daß es nach dem Wettbewerb zum Schauspielhaus erneut zu einer Kultur-Volksabstimmung kommen wird, denn der Zonenplan des vorgesehenen Standorts „Theaterplatz“ müßte für das Bauvorhaben geändert werden. Das bestehende Ensemble aus Kunst-halle, Elisabethenkirche, Stadttheater und dem vorgelagerten Platz ist ein seltsam heterogener, aber auch identitätsstiftender Ort: eine Melange aus schiefen Ebenen, einer Tiefgarage, zwei Kunstwerken im öffentlichen Raum – dem Fastnachtsbrunnen von Jean Tinguely und der Stahlplastik von Richard Serra –, einer alten Platane und einer unterirdischen Ladenpassage, mehreren Treppenläufen und einer schräg daliegenden „Grünfläche“ mit Bäumen an der Ecke Steinenberg/Theaterstraße, dem vorgesehenen Bauplatz.

Anfang Februar werden das Siegerprojekt des Wettbewerbs und eine seit längerem ausgearbeitete Alternative, die Adaption des „Ganthauses“ an der Steinentorstraße (Entwurf: Gutmann und Pfister, Basel), öffentlich ausgelegt. Innerhalb von dreißig Tagen kann Einspruch gegen die neue Zonierung erhoben werden. Mit der erforderlichen Menge an Unterschriften wäre ein Referendum zur Umwidmung der kleinen

Grünanlage in Bauland notwendig und das Projekt bis auf weiteres hinausgezögert.

Dem eigentlichen Schauspiel fehlt das Haus am Basler „Kulturforum“ Steinenberg, und der Mietvertrag für die „Komödie“, die zur Zeit das Sprechtheater beherbergt, läuft 2001 aus. Damit wäre der Weg zum Neubau offen, denn das „Große Haus“ in Basel, das Stadttheater (Architekten: Schwarz und Gutmann, 1975), ist mit seiner Hauptbühne nur für Oper und Tanz und mit der Studiobühne nur für kleine Veranstaltungen geeignet. Das alte Stadttheater (Johann Jacob Stehlin d. J., 1875), eine Sprechbühne in neubarocker Hülle, wurde 1975 gesprengt. Die Gestaltung der auf diese Weise entstandenen Freifläche erfolgte gleichzeitig mit dem Neubau des Stadttheaters nebenan; diese ehemals vielkritisierte Anlage „Theaterplatz“ mit den wasserspeienden beweglichen Brunnenfiguren Tinguelys ist den Baslern längst lieb geworden. So sehr, daß sich gegen einen Neubau heftiger Widerstand regt. Doch Regierungsrat und Kantonsbaumeister sehen darin, anders als bei der „Ganthaus“-Lösung, die Chance, in die unbefriedigende städtebauliche Situation am Theaterplatz korrigierend eingreifen zu können. Daher soll dem neuen Sprechtheater just am Platz des verschmähten alten Raum gegeben werden.

Unter 50 Bewerbern wurden zwölf Wettbewerbsteilnehmer ausgewählt, sieben Schweizer Büros und fünf aus dem europäischen Ausland. Die Jury (geleitet von Fritz Schumacher, Basel) kürte den in Zürich ansässigen jungen Basler Architekten Jakob Steib mit dem Projekt „The Empty Space“ zum Sieger und nicht etwa einen der prominenteren Konkurrenten.

Großes Foto: Gesamtmodell des mit dem 1. Preis ausgezeichneten Entwurfs von Jakob Steib, Zürich.

Linke Spalte, von oben:

2. Preis: ARGE Burckhardt Partner AG mit Stump & Schibli Architekten, Basel.

3. Preis: Marcel Meili, Markus Peter, Zürich.

4. Preis: Morger & Degelo, Basel, mit Daniele Marques, Luzern.

Rechte Seite, von links:

1. Ankauf: Diener + Diener, Basel. Ohne Auszeichnung: Hans Kollhoff und Helga Timmermann, Berlin.

Komplettes Ergebnis: Seite 196.

Fotos: Atelier Fontana, Basel

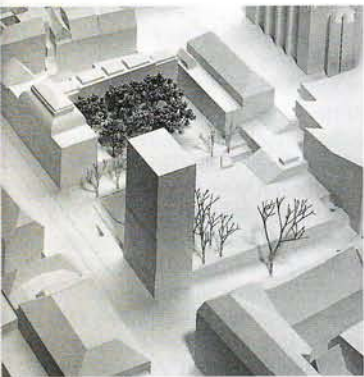
Steib argumentiert zunächst über drei verschiedene vorhandene Niveaus am Theaterplatz und ein viertes, das der Bühne im Stadttheater; diese gelte es, in das neue Gebäude hineinzuführen und mit Parkett, Galerie und Balkon wieder aufzunehmen. Das Bühnenniveau des bestehenden „Großen Hauses“ wird als Nullebene aufgenommen. Das neue Schauspielhaus steht auf zwei raumgreifenden „Füßen“ fest am Boden und läßt dazwischen Blicke auf den geschlossenen Platzraum fallen.

Der Theaterplatz würde so auf seine ursprüngliche „Hinterhofsituation“ zurückgeführt, die er vor dem Abriß des alten Stadttheaters hatte; er war nie zur offenen Repräsentation gedacht, selbst die Elisabethenkirche zeigt dort nur ihre Hinterseite. Steib schafft den Kunstgriff, neue Kanten zu Steinenberg und Theaterstraße zu ziehen. Bestehendes – Brunnen, Platane und Tiefgarageneinfahrt – unangetastet zu lassen und dem großen Schwung des Baus von Schwarz und Gutmann ein Gegenüber, eine strengere und kleinere Variante, entgegenzusetzen. Die Verbindung zum Großen Haus gelingt unverkrampft über einen gedeckten Gang entlang der Theaterstraße.

So wie das Motiv am Platz das Aufsteigen über die kaskadenförmigen Treppenläufe ist, schraubt sich das Publikum in einem der „Füße“ nach oben, im anderen stapeln sich Haupt-, Unter-, und Probephöhne. Diese ist im übrigen exakt so groß wie die Hauptbühne und während der Spielpausen als Saal kommerziell zu nutzen. Auch wenn die Jury die Verdichtung in einem „räumlich-plastischen Konzept“ sieht, bleiben doch noch genügend Leerräume und Durchblicke („Empty Spaces“), die

Jakob Steib mit dem Hinweis auf Peter Brooks Theorien zum Theatermachen und zur Bühne belegt.

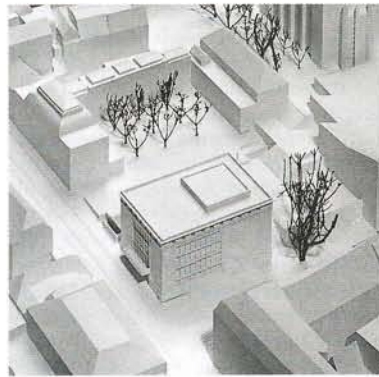
Die ARGE Burckhardt Partner AG mit Stump & Schibli Architekten aus Basel erhielt für ihr Projekt „Persona“ den 2. Preis: ein gut funktionierender Innenraum für den Theaterbetrieb und ein dialogischer Ansatz zur Stadt im Außenraum. Einen „Massenschwerpunkt, der sich den umliegenden Fluchten entzieht“, stellen Marcel Meili und Markus Peter aus Zürich hinter die vorgegebenen Baulinien: „Gogol“ (3. Preis) wäre ein präzise geschnittenes Haus, das im Inneren auf einer rechteckulären Struktur aufbaut, mit den Außenkonturen aber an allen Seiten zurückweicht und dort jeden rechten Winkel vermeidet. Die Haut aus Metallgewebebahnen, die das Gebäude umspannt, setzt der steiner-



nen Umgebung, so die Architekten, Leichtigkeit entgegen. Für die Jury blieb die innere Organisation aber inakzeptabel. Morger & Degelo aus Basel mit Daniele Marques aus Luzern schlagen einmal mehr die fein detaillierte einfache Schweizer Kiste vor („Stadt und Theater“, 4. Preis). Mit dem leicht verschobenen Standort näher an der Kunsthalle müßte aber der Tinguely-Brunnen ein Stück nach hinten versetzt werden. Die Architekten wissen zwar um den „Phantommerz“, der entsteht, würde man den Brunnen antasten, mit dem schlechten Zustand seiner Betonunterkonstruktion ließe sich ihr Eingriff jedoch rechtfertigen.

Die vier Preise und die Ankäufe halten sich weitestgehend an die gegebenen Baufluchten, obwohl wesentlich mehr, sogar die teilweise Überbauung der Straße, im Reglement gestattet war. Projekte, die die Baumasse auf einen Kubus zusammenziehen, überwiegen, einmal näher an die Kunsthalle, einmal mehr an das Platzstück gerückt. Das Office for Metropolitan Architecture, Rotterdam, schlägt mit „One“ (3. Ankauf) eine Lösung vor, die das neue Haus wie

einen Rucksack an das bestehende Stadttheater packt. Die Landschaft Theaterplatz verstehe sich als „Vielzahl dubioser Elemente“ gleich einem Statistenauftritt aller Bausteine. Die Bühne und der Zuschauerraum, die als Schachtel über die Straße ragen, leiden, so die Jury, unter funktionellen Mängeln. Bétrix & Consolascio mit Eric Maier, Erlenchbach („Coup de Théâtre“, 2. Ankauf), entschieden sich für einen anderen Standort hinter der Elisabethenkirche am Pyramidenplatz und für eine Verdichtung und Steigerung des Kulturrensembles zu einem „Tempelberg“. Diener + Diener, Basel („Bühnenturm“, 1. Ankauf), verlegen die Bühne unter die Erde und führen darüber einen schlanken, rund vierzig Meter hohen Turm auf, der Wohn- und Büroflächen übereinanderschichtet.



„Verona“, das Projekt von Hans Kollhoff und Helga Timmermann, Berlin, stieß auf wenig Gegenliebe: ein steinerner Solitär in einer architektonischen Sprache aus einer anderen Zeit. Das Konzept eines Rangtheaters mit einem Zuschauerraum aus grünem Samt und dunklem Mahagoniholz, eindrucksvoll illustriert mit einer farbigen Innenraumperspektive, diene laut Jury zwar der „Selbstdarstellung des Publikums“, aber kaum einem modernen Theaterbetrieb – am Bedarf vorbei gedacht, denn ein „Großes Haus“ hat Basel bereits.

Jakob Steib bleibt nun bis zur öffentlichen Präsentation noch etwas Zeit, um sein Siegerprojekt zu verfeinern. Unterdessen füllt die Diskussion um den Neubau des Schauspielhauses in der Basler Presse weiterhin die Leserbriefspalten und den Regionalteil mit immer neuen Standortvorschlägen. Die einen sehen das als demokratische Schweizer Streitkultur, die anderen fürchten um den Sturz eines guten Entwurfs aufgrund „gemachter“ Meinungen.

Eva Maria Froschauer

30 Jahre ARCH⁺

1967 gründeten sieben Studenten und Assistenten der Universität Stuttgart die „Studienhefte für architekturbezogene Umweltforschung und -planung“; das erste Heft von ARCH⁺ kam im Januar 1968 heraus. Seitdem sind fast 140 Hefte erschienen; Verlag, Herausgeber, Erscheinungsort und Redaktion haben mehrfach gewechselt. Über sechzig Namen standen im Impressum.

Obwohl die Zeitschrift während der Studentenunruhen gegründet wurde, waren die Themen zunächst nicht primär politisch. ARCH⁺ beschäftigte sich in seiner ersten Phase mit der Studienreform und „technokratischen“ Themen wie Planungstheorie. Wofür das Plus im Titel steht, darüber gab es in dreißig Jahren ganz unterschiedliche Erklärungen.

Das „American Journal of Planners“ war Vorbild der institutsunabhängigen Zeitung. „ARCH⁺ ist keine Fachzeitschrift, sondern eine Problemzeitschrift“, hieß es im Editorial. Autoren und Redakteure arbeiteten ohne Honorar, aber mit Idealismus. Vier Jahre nach dem Debüt war die Zeitschrift heruntergewirtschaftet. Es lag nahe, sich an anderen Universitäten nach neuen Mitarbeitern umzusehen. In Aachen und Berlin wurde man fündig. Damals war bereits keines der Gründungsmitglieder mehr in der Redaktion. „Die Berliner“ brachten 1972 die Politik und die Ökonomie in die Debatte. Die Architektur war in den frühen 70er Jahren gnadenlos „soziologisiert“ und politisiert. Es kam zu endlosen ideologischen Kämpfen.

Die Berufspraxis trat in den Mittelpunkt. Um den verhaßten „Künstler-Architekten“ ging es dabei aber nicht, sondern um „lohnabhängige Planer“. In den „verrohten Spätfunktionalismus“ wollte man gar nicht erst einsteigen.

In ARCH⁺ waren zu dieser Zeit mehr Demo-Transparente als konkrete Architektur zu sehen. Um Hausbesetzer und Bürgerinitiativen kreisten die Diskussionen. Heft 34 über Stadterneuerung löste eine heftige Debatte „basisdemokratisch vs. gewerkschaftlich“ aus. Diese Phase endete 1977 mit dem Austritt von drei Redakteuren.

Die Debatten der 70er Jahre waren durch Wohnungspolitik, Bürgerbeteiligung und Ökologie geprägt. In Heft 57/58 („Neuer Realismus“) erschienen zum ersten Mal Werkberichte. Aldo Rossis Texte wurden neu übersetzt und gedruckt. ARCH⁺ war auf dem Weg zur Architekturfachzeitschrift. Die Frage für die

Redakteure war nun nicht mehr, welchen, sondern ob sie einen „politischen“ Ansatz verfolgten. Die Diskussionen um das Wohnumfeld, um Selbsthilfe, Verkehrsberuhigung etc. fanden sich dann in der IBA Berlin wieder. Der Internationalen Bauausstellung wurden zwei Hefte gewidmet.

Die Veröffentlichung der ersten Vorlesung von Julius Posener (Heft 48) entwickelte sich zu einem großen Erfolg: Die Auflage schnellte empor, und die Reihe wurde in den folgenden vier Jahren fortgesetzt. Die Posener-Texte brachten auch den Ausbruch aus dem „linken Ghetto“ (Nikolaus Kuhnert). In der zweiten Hälfte der 80er Jahre sah man im grünen Wertkonservatismus eine Sackgasse. Nach der Sozialisierung stand nun die Postmoderne am Pranger. Vilém Flussers Aussage „Man sollte die Gegenwart an ihrer Zukunft messen, nicht an ihrer Vergangenheit“ wurde zum „politischen Kern“ der Zeitschrift.

ARCH⁺ wurde professioneller; 1984 wurde eine GmbH gegründet, die von da an die Zeitschrift herausgab. Nikolaus Kuhnert wurde bezahlter Redakteur. So entstand die kuriose Situation, daß die Mitarbeiter „Verleger und Redakteur in einer Person“ wurden. Die Redaktion bekam damit die Möglichkeit, sich „Hefte zu gönnen, die nicht laufen“.

1984 wurde die Rubrik Baumarkt eingeführt. Die „Rhetorik des Machens“ war wiederentdeckt worden. Rem Koolhaas wurde 1986 erstmals ein ganzes Heft gewidmet. In Heft 89 wurden die britische High-Tech-Architektur und die neue Kooperation zwischen Architekt und Ingenieur vorgestellt. Begriffe wie Intelligent Building, Neue Medien und veränderliche Fassaden wurden nun in ARCH⁺ diskutiert. Die einzige inhaltliche Reaktion auf die neue Situation in Deutschland nach der Wiedervereinigung waren Heft 103 über Massenwohnungsbau in der DDR und das legendäre Heft 122 „Von Berlin nach Neuteutonia“.

ARCH⁺ weitete seinen räumlichen Horizont. Nach dem Ausruf des „Amerikanischen Zeitalters“ folgte eine ganze Serie über Komplexität, Faltung, Sprawl, fraktales Wachstum und „Chaos Stadt“. Die Distanz zur deutschen Debatte und zum architektonischen Tagesgeschehen blieb Stärke und Schwäche der Zeitschrift zugleich. Nach dreißig Jahren sieht sich ARCH⁺ als einziges progressives deutsches Theorieblatt immer noch dazu verurteilt, „das zu können, was man nirgendwo lernen kann“, so das Credo der Redaktion.

Ulf Meyer